

(Nachdruck verboten.)

45]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Grabaus stand auf, sich loszureißen von der ermattenden, befinnungstraubenden Vorstellung, doch einmal mächtig geworden, gab sie ihn nicht mehr preis, verschwand nur, um wieder von neuem aufzutauchen, während er, ohne auf den Weg zu achten, durch die engen, schwülen Straßen irrte, in denen die Luft mit vielerlei Gerüchen erfüllt war aus den Spezereiläden, den Obstständen, den Weinschänken. Ueberall Leben und Wärme. In großen Trupps trollten italienische Arbeiter vorbei, schwabende Weiber standen in Gruppen vor den Haustüren. Aus dunkler Laubpracht flammten bunte Lichter. Hier schwebte zu gedämpfter Klavierbegleitung ein sentimentales Lied aus einem geöffneten Fenster, dort tänzelten leichte Harmonikaflänge über eine rosenbewachsene Gartenmauer. Das alles tat ihm weh, riß an seinen Nerven, steigerte sein Fieber und die jagende Angst.

Durch dunklere Straßen kam er endlich zur Wassermauer und atmete befreit auf. Aber schwer war die Luft auch hier, nichts von kristallener Frische war darin. Schwer, schwül und so weich, so süß, durchtrömt von reifer Trauben Duft, vom Aroma sonnendurchglühter Pfirsiche, von Rosen, Glyzinien, von tausend unbekanntem Blumen. Leis glucksend hüpfen die Wasser der Falser, weiß wölben sich unterm Mondlicht ihre Wellchen. In wunderbarem Fluß der Linien ruhten die dämmerigen Hügel, deren Konturen den Umrissen eines schlummernden Weibes zu gleichen schienen.

Er rang nach Atem, schaute um sich, aber wohin er sah, aufwärts, zu seinen Füßen, in die Runde, der ganze weite, vom feuchtschimmernden Sternhimmel überwölbte, von schwarzen Niesenleibern, vom schwebenden Lichtmeer der Stadt umschlossene nächtliche Raum schien ihn zu erhöhen, zu lodern mit seinem schimmernden Silberglanz, seinem blinkenden, blendenden Spiel, seinen schweren Dämpfen und verfliegenden Tönen, schien ihn hinabzuziehen, festzuhalten und einzulassen; mochte in höheren Zonen ein frischerer Lufthauch ziehen voll Klarheit und stählerner Kühle, unerreichbar war er für ihn, wie die bessere Einsicht und das überwindende Wollen unerreichbar über seiner matten und betäubten Seele schwebten, unerreichbar für ihn, der sich im Schoß eines tiefen, weichen, über ihn hingleitenden Wassers daliegen sah und, wenn er mit furchtbarster Kraftanstrengung den Blick zu den rettenden Ufern erhoben hatte, dann wieder hinabsank, tiefer und tiefer.

Ein linder, lauer Atem strich über sein Gesicht — da sah er zwei Arme sich ihm entgegenstrecken und die hohe Gestalt Marie Luisens sich zu ihm hinabbeugen, aber als er nun mit erschrockenen und weit aufgerissenen Augen sie umfing, veränderte sich das ihm so wohlbekannte Lächeln und entstellte das ganze Gesicht, so daß die Gestalt wohl ihr glich, doch nicht sie war — und plötzlich sah er dann ihr wahres Antlitz, blaß, mit zuckendem Mund, mit Tränen zwischen den geröteten Lidern.

Da sprang er auf und schlug den Heimweg ein. Als er aus den dunklen Schatten eines Gemäuers zur Rechten der Straße, das ein Neubau oder eine zerfallene Ruine sein mochte, eine Gestalt sich loslösen sah, die näher kam, ergriff ihn der rasende Wunsch, daß es ein nächtlicher Strolch sein möchte, der ihm auflauerte, ihn anfallen wollte, mit dem er kämpfen müßte auf Leben und Tod, um Angst, Schmerzen, Mut, überhaupt irgend etwas anderes zu empfinden als das, was ihn jetzt unentrinnbar gepackt hatte.

Es mochte auf Mitternacht gehen, als er den Johannisplatz erreichte. Hinter der grünen Wand von Lorbeer- und Oleanderbüschen saßen an den Tischen nur noch wenige Gäste. Während er die Hotelfassade überflog, mit den meist dunklen Fenstern, blieb sein Blick auf zwei hasten, aus denen noch helles Licht strahlte. Und diese Fenster — es konnte nicht anders sein — gehörten zu den Zimmern Marie Luisens.

Er blieb stehen. Wie ein Spieler, der alles Geld, Silber, Gold, Scheine, seine Uhr und Ringe, überhaupt alles, was er Wertvolles bei sich trägt, zusammenrafft und auf eine Karte setzt: so raffte er alle Kraft des Willens, alle Macht der Ein-

bildung, alles, was in ihm wogte, wirbelte, garte, zusammen in dem Wunsch, sie möchte jetzt ans Ziel treten. . . . Die zitternden Hände geballt, starrte er mit gespanntem Gesicht hinauf, flüsterte tonlos mehrmals ihren Namen und verhartete regungslos mehrere Minuten lang, ohne zu atmen — aber als sich hinter den erleuchteten Biereden nicht das mindeste regte, trat er langsam mit zu Boden gerichtetem Gesicht in das Hotel, ließ sich seinen Schlüssel von dem Portier aushändigen und hatte bereits die Treppe erreicht, als dieser ihm nachrief, daß die Dame ihn von Zimmer neunzehn, zwanzig ihn zu sprechen wünschte. Da Grabaus sich mit verständnisloser Miene umwandte, fragte er ihn nochmals nach seiner Zimmernummer und fügte hinzu, es hätte seine Richtigkeit. Grabaus erhob schon den Fuß, um die Treppe hinaufzueilen, kehrte jedoch zurück und drückte mit verwirrtem, aber vor Freude strahlendem Lächeln dem Portier einen Gulden in die Hand, wofür dieser sich mit diskret und nicht ohne leise Mißbilligung gemurmelt Dank verbeugte.

Beschwingt vom Gefühl seligster Erlösung, flog Grabaus dann die Treppe hinauf und trat, nachdem sein Klopfen beantwortet war, ins Zimmer, ergriff die Hand Marie Luisens, die im Sofa gesessen und viele zerstreute, vollgeschriebene Briefbogen vor sich liegen gehabt hatte, küßte und preßte sie an seine Wangen und stammelte:

„Du — Du Liebe — verzeih mir! Verzeih mir!“

„Warum denn?“

„Warum —? Um — —“

Ohne Worte zu finden, küßte er ihr Stirn und Schläfe, der ein leiser Eau de Cologne-Geruch entströmte, und fragte erschrocken:

„Hast Du Kopfschmerzen?“

„Ein bißchen. Aber sie sind schon besser. Es war gut, daß ich mich eine Stunde ruhen konnte. — Aber wo hast Du nur so lange gesteckt? Ich dachte, Du würdest überhaupt nicht mehr kommen.“

„Und ich dachte, Du wolltest mich nicht mehr sehen. Da bin ich herumgelaufen in verzweifelter Stimmung.“

„Aber ich sagte doch noch: bleiben Sie nur nicht so lange aus. Mehr kann ich doch vor den anderen nicht sagen.“

„Bleiben Sie nur nicht so lange aus . . .“ wiederholte er, sich erinnernd, mit nachdenklicher Stimme. „Ja, das hast Du gesagt. Und ich habe es nicht verstanden. Auf Wiedersehen, sagtest Du noch — und ich dachte, das wäre nur ein leeres Wort. — Aber nun ist ja alles gut. Nun sehe ich Dich, Marie Luise . . . liebe, liebe Marie Luise!“ sagte er leise, und während er sie mit inbrünstigem, schmerzlösendem Lächeln ansah, glätteten sich die zerrissenen Züge des Grams auf seiner Stirn.

„Wo warst Du denn nur?“

„Ach, wo ich war! Kreuz und quer — auf der Wassermauer — ich weiß selbst nicht mehr. — Ich war so verzweifelt.“

„Warum?“

Er schüttelte den Kopf und nahm, ohne sie aus der Umföhlung seines Arms loszulassen, auf dem roten Plüschsofa an ihrer Seite Platz.

„Ich möchte ganz still neben Dir sitzen — ganz still. — Nun ist ja alles gut. — Nun erkenne ich Dich doch wieder, Du Liebe.“

Er strich ihr leise übers Haar.

„Du bist so schön, und . . . ich war zuerst so verzweifelt — ich dachte, es wäre alles aus.“

„Aber warum denn?“

„Ich weiß nicht. — Aber wie Du da mit Deinen Verwandten immer schwagtest und für mich keinen Blick übrig hattest — Du warst überhaupt so gänzlich anders —: da kam mir das alles wie damals auf dem Reichstagsfest vor. Mauern lagen zwischen uns, ach, mehr wie Mauern — Du wohntest einfach auf einem anderen Planeten.“

„Wie komisch Du bist,“ erwiderte sie, und etwas wie die Nührung einer Mutter schwebte über ihr Gesicht, während sie den fast kindischen Ausdruck auf seinem gewahrte, wie durchlebte Angst sich von neuem in glückseliges Vertrauen verwandelte. „Ich konnte mich doch mit meinen Verwandten nicht

anders unterhalten als ich tat. Und für Dich war ich ganz dieselbe. — Ja, ja, ganz dieselbe!“ wiederholte sie, als sie den aufbuschenden Zweifel gewahrte. „Höchstens sahst Du mich anders, Du wandelbarer Mensch!“

„Warum hast Du mich denn so plötzlich fortgeschickt?“

„Wann?“

„Vor drei Tagen. Da mußte ich denken, daß Du mich um jeden Preis entfernen wolltest.“

„Das war auch gut. Das mußte sein.“

„Gut —? Vielleicht war's gut. Aber Du konntest es jedenfalls nicht wissen.“

„Doch! Ich hatte mich vergessen. Der traurige Tag hatte mich eben untergekrigelt, und ich mußte wieder ruhig werden.“

„Nennst Du das vergessen, wenn man sich zeigt, wie man ist?“

„Wie man ist? — So bin ich nie und nimmer.“

Er hatte den Kopf auf dem gegen die Rückwand des Sofas ruhenden linken Arm aufgestützt, seine Rechte lag leicht auf ihrer Schulter. So sah er in ihren Anblick versunken.

„Ich war in krankhaft aufgeregter Stimmung, durchaus nicht so, wie ich sonst bin, Heinrich.“

„Ueber das alles wollen wir morgen sprechen, Dein Mann, Du und ich. Heut ist es ja schon so spät. — Laß mich noch eine kleine Weile ganz still sitzen. — Wie mir jetzt zumut ist, muß den Kranken zumut sein, die durch Sandauflegen gesund werden. Wie gut das tut, Dich zu sehen! Ohne Dich bin ich ganz verwirrt, aber mit Dir wird all mein Trübes hell.“

„Was willst Du mit meinem Mann besprechen, Heinrich?“

„Morgen.“

„Du mußt es mir jetzt sagen. Sonst ängstige ich mich. Was hast Du ihm zu sagen?“

„Weißt Du das nicht? Weißt Du das wirklich nicht? — Ich will ihn nur bitten, daß er Dich frei gibt. Ich will ihm sagen, daß ich nicht für mich bitte, sondern für Dich. Er will doch, daß Du lebst — aber kannst Du so weiter leben? Geh doch zu allen Aerzten und laß Dir verschreiben, was sie wollen, und laß Dich hinschicken, wohin sie wollen — meinst Du, sie könnten mit all ihren Mitteln verhindern, daß Du Dich schließlich verblutest? Man kann doch nicht einmal Wesen, deren Körper zusammengewachsen sind, voneinander trennen. Und das, was uns verbindet — ist das nicht viel mehr? War das nicht im Augenblick da, wo wir uns sahen, und bleibt das nicht unzerstörbar, so lange einer von uns lebt? Ja, Du magst sagen, ich glaube nicht dran. Aber es ist doch da. Du magst sagen, ich will nicht. Aber es ist stärker als Dein Wille. — Geh denn das überhaupt von unserem Willen ab? Als ich Dich sah, dachte ich da: „Du gefällst mir, in Dich könnte ich mich verlieben?“ — Nein, als ich Dich sah, da warst Du kein unbekannter Mensch für mich, dem ich zum erstenmal begegnete, sondern ich war nur von Dir getrennt gewesen, wie ich von mir selbst getrennt gewesen war, von dem eigentlichen, nächsten Menschen in mir — ich hatte Dich immer gesucht, und nun ich Dich fand, da sprach dieser Mensch aus mir, der Dir längst gehörte, dem Du längst vertraut warst. Darum scheint es auch so, als wäre ich innerlich verarmt. Arm steht man immer da nach jeder Neugeburt. Aber diese Armut ist nur der Anfang eines viel größeren Reichthums, wie Deine Krankheit der Uebergang zur Gesundheit ist. — Das ist doch alles so einfach. Das wird auch Dein Mann einsehen. Ja, wenn es nur um mein Glück ginge, um meine Wünsche, meine Leidenschaften — aber diese haben im letzten Grunde nichts damit zu tun. Wir müssen einander gehören, nicht weil wir uns lieben, sondern weil wir zueinander gehören, deshalb läßt das Verlangen uns keine Ruhe. So ist es. So einfach, so notwendig, daß sich gar nichts dagegen sagen läßt.“

Mit leiser Stimme und fast ohne Aufregung hatte er gesprochen, und obwohl sein Auge auf Marie Luise gerichtet war, gewahrte er doch nicht eigentlich sie, sondern hatte die zuerst unbestimmte, dann immer deutlicher werdende Empfindung, inmitten der Berge zu sein, inmitten der kühn ragenden Felsentürme, Nadeln und Bienen, die fast den Sternenhimmel berührten, aus deren zerrissenen Klüften ein frischer Wind rauschend dahimpfist, unter denen die dunklen Erdentäler in unermeßlicher Tiefe dämmerten, hatte die wunderbar freie, leichte und stolze Gewißheit, von allen Zweifeln, Sorgen, Leidenschaften, Begierden, von allem, was die reine Menschlichkeit belastet und hemmt, befreit und umgeben von Gebilden ewiger Größe und ewiger Notwendigkeit zu sein. Die

den Gefühlen entsprachen, die in seiner Brust wirkten und lebten.

Marie Luise hatte sich hoch aufgerichtet und sah noch ebenso regungslos da, als er schwieg, mit zurückgebogenen Schultern und gradem Rücken, den Kopf aufwärts gewandt. Ihr Gesicht war blaß, aber die Augen verbreiteten einen solchen Glanz, beherrschten es so ganz, daß es wie eine Umrahmung verschwand. Tiefster Schmerz und höchste Seligkeit lag in diesem regungslos lauschenden Blick, der sich nicht veränderte, als tönten seine Worte noch immer, oder als hörte sie nicht diese Worte, sondern klangvollere, mächtigere Stimmen ihres Innern.

„Ich halte Dich nun fest, ob Du willst oder nicht — denn das, was über Deinem Willen steht, gibt mir recht.“

Sie ergriff mit unwillkürlicher Bewegung seine Hand, die sie krampfhaft umpreßte, sah ihn an und schien sprechen zu wollen, doch als wenn der aufquellende Strom übermächtiger Empfindungen ihre Kraft bräche, sank ihr Kopf auf seine Schulter, und er fühlte, wie in immer rascheren Tropfen die Tränen auf seine Hand fielen.

„Warum weinst Du? Nun wird ja alles glücklich enden.“

Aber nach einer kurzen Weile schien sie ihre Kraft gesammelt zu haben und sagte mit klarer, wenn auch bebender Stimme:

„Heinrich, was Du da sagst, das kann nie geschehen. Nie! — Laß mich ausreden. Unterbrich mich nicht. Du weißt nicht, was mich mit meinem Mann verbindet. Ich kann ihn nicht verlassen. Und wenn er mich auch frei gäbe, das würde nichts ändern. Ich käme nicht darüber weg, daß ich mich selbst ver-raten habe. Deshalb müssen wir auseinandergehen. Ja, ja, ja! Wir müssen! Glaub mir!“ fuhr sie in angstvollerem Ton fort. „Man wird durch ein Unrecht nicht glücklich. Du würdest Dir ja selbst nie verzeihen können. Auch Du mußt bei Deiner Frau bleiben.“

„Was? — Was sagst Du da?“

„Ja, auch Du bist gebunden.“

„An die bin ich durch nichts gebunden. Wir sind zwei fremde Menschen, die nicht ein einziges gutes Gefühl zusammenhält. Gar nichts außer dem Zwang.“

„Und Deine Kinder? Ist das kein Band? — Du sagst, kein gutes Gefühl.“

„Und wenn sie so gewesen ist — wer trug die Schuld? Du und ich — wir beide, Heinrich.“

„Marie Luise!“ schrie er, indem er die Hände zusammenschlug und aufspringen wollte.

Sie riß ihn am Arm, und als er sie empört und außer sich anstarrte, fuhr sie mit jagender Stimme fort:

„Wir beide sind schuld. Das wollte ich Dir schon längst sagen. Nur war ich zu feige dazu. Deine Frau hat sich niedrig genommen, aber weißt Du, was sie gelitten hat? Unmenschlich hat sie gelitten. Du hast ihr nicht beigefanden, als sie sich selbst überlassen war. Hättest Du ihr nur ein bißchen geholfen, so wäre sie nicht so geworden. Darum mußt Du zu ihr zurückkehren. Aber nicht als Fremder, sondern Deine Teilnahme, Dein Vertrauen, Deine Hilfe mußt Du ihr geben. Glaub mir, kein Mensch ist so schlecht, daß er Aufrichtigkeit und Güte widersteht. Aber wenn er leidet und sich verlassen sieht von dem, den er liebt, dann verkehrt sich seine Seele in Bosheit und Haß.“

Aus vager Ferne empfand Grabaus, daß in diesen Worten etwas Bestimmendes lag, vielleicht eine Wahrheit, vielleicht die unumgängliche, unübersteigliche Wahrheit. Aber so ganz wider Erwarten hatte sie ihn getroffen, daß er blindlings davor zurückfloß. Er sprang auf, wie jemand zur Seite springt, bei dem ein Ziegelstein haarscharf am Gesicht vorbei zu Boden gefallen ist. Mit ringender Brust atmete er die durch das Fenster strömende kühle Nachtlust ein, um sich von dem dröhnenden, erstickenden Herzschlag zu befreien. Und, wenigstens körperlich etwas beruhigt, erwiderte er dann mit halber Stimme, ohne sich umzuwenden:

„Du kennst meine Frau nicht. Die ist ja zehnmal stärker als ich. — Nicht ich bekäme Gewalt über sie, sondern sie über mich. Und für die soll ich mich opfern?“

„Nein, für Dich selbst! Für Dich selbst!“

Aber das war ihm vollends nur ein leeres Wort, das kaum sein Ohr berührte. Er empfand in diesem Augenblick nichts als eine ungeheure, niederdrückende Enttäuschung. So felsenfest vom Recht seiner Sache überzeugt, von ihrer Wahrheit, Notwendigkeit, ihrer alle Einwendungen zersplitternden Kraft hatte er gesprochen — und was hatte sie erwidert? Daß sie in diesem heiligsten und höchsten Augenblick den Namen

seiner Frau auch nur erwähnte, erschien ihm wie ein Hohn, wie eine unbegreifliche und beinahe heimtückische Beleidigung. Regungslos, wie angewurzelt stand er, sog mit bebenden Atemzügen den Luftstrom ein, starrte auf den weiten schwarzen Raum, aus dem nur mit undeutlich weißem Schimmer die Gestalt des Denkmals sich heraus hob, und dachte, wie erträglich, wie leicht, wie gehoben trotz aller Wirrsale noch vor wenigen Augenblicken da draußen seine Stimmung gewesen war; da hatte in aller Qual der Sehnsucht ihn doch noch die Hoffnung getröstet. Aber zerbrochen, zertreten, zerschellt lag jetzt alles. Wirklich — das sollte das Ende sein? Daß sie auseinander gingen, daß er zu seiner Frau zurückkehrte und um deren Liebe warb. Daß er sich hinabziehen ließ in deren dumpfe, frühe, niedrige Welt, bloß um sich lagern zu können, daß er sich als treuer Gatte dem Befehl gehorsam gezeigt hatte. Sie hatte ihm das geraten, sie — Marie Luise?!

Er wandte sich mit einem hastigen Blick nach ihr um, als müßte er sich überzeugen, daß sie es wirklich gewesen war, die da gefessen und solche Worte gesprochen hatte. Dann starrte er wieder brütend aus dem Fenster und rührte sich nicht, als er das sachte Rascheln ihres Kleides und leichtes Glucksen hörte, worauf mit der wärmeren und schmerzlicheren Luft des Zimmers ein süßer Eau de Cologne-Duft ihn anwehte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

tn. Der „Aufsichtsrat“. „Aber, Kinder, lauft doch nicht so furchtbar!“ Tante Müller leuchtete auf dem sandigen Waldwege zwanzig Schritte hinter dem jungen Paare her. „Ich soll wohl den Herzschlag kriegen, Herr Oskar!“

„Möchtest Du man!“ knurrte Oskar. „Dann wären wir Dich los!“

„Pfui!“ Marie, die er am Arme hatte, lachte. „Die gute Tante —“

„Gute Tante! Als ob wir immer 'n Defektiv bei uns haben müßten! Scheußlich!“

„Sie hängt so an uns.“

„Gängi? Ja, wie 'ne eiserne Kugel. Laß sie doch zu Hause bleiben oder allein Partien machen! Aber uns immer und ewig auf den Hacken sitzen, um den Aufsichtsrat zu spielen — ich danke! Man kann kaum 'n vernünftiges Wort unter vier Augen miteinander reden — schwapp, ist sie da! Da danke ich für das ganze Verlobtsein! Man ist doch am Ende kein Verbrecher!“

„Wer weiß?“ zweifelte Marie, „man kann nicht wissen.“

„Ach so.“ Oskar lachte, „der alte Wit. Wir wollen Tante Müller mal ärgern, ja?“ Er faßte Marie um die Taille und sang: „Du hast mir mein Herz g e s t o h l e n, Du hast mir die Ruhe g e r a n b t!“ Laut sprechend: „Alle Kriminalkommisare soll der Teufel holen!“

„W e n soll er holen?“ Frau Müller war ächzend herangevalzt. „Mich?“ Sie lächelte verständnisinnig.

„Nein. Denn er nimmt Sie nicht. Ich meine: Sie gehören in eine bessere Welt. Aber Sie sollten sich nicht so abhegen, Tante Müller, es könnte wirklich Ihrer Gesundheit schaden. Nachher kriegen wir die Radenschläge. Ueberhaupt sieht es sich zu Hause viel gemüthlicher.“

„Das glaub' ich, Herr Oskar!“ Sie nidte schadenfroh. „Aber nehmen Sie, bitte, den Arm von Mariens Taille — Du solltest Dich schämen, Marie, auf offener Straße —“

„Ich hab's gar nicht gemerkt,“ behauptete Marie. „Außerdem ist niemand zu sehen.“

„Ganz gleich. Ich bin da. Gerade d e s h a l b bin ich da. Es schickt sich nicht —“

„allein mit einem Herrn ohne ältere Begleitung spazieren zu gehen,“ vollendete Marie in lebhaftem Tone und wandte sich zu ihrem Verlobten: „Ich hab's Dir immerzu gesagt, Oskar!“

„So? Ich hab's wohl überhört.“

„Meine Nichte ist glücklicherweise in Anschauungen erzogen. Herr Oskar, die von den — sagen wir: volkstümlichen recht weit abweichen. Und so lange ich lebe —“

„werden Sie nicht von unserer Seite weichen, ich verstehe,“ ergänzte Oskar.

„Bis zu Ihrer Hochzeit wenigstens.“ Sie nidte kräftig.

„Warum wollen Sie d a n n aufhören? Möglicherweise finden sich auch da noch Gelegenheiten, irgendwie regulierend eingzugreifen.“ „Möglich! Wahrscheinlich sogar!“ Tante Müller ging mit einigem Eifer auf solche Geplänkel ein. „Allein, d a s würde meinem feinen Empfinden widersprechen.“

„Feines Empfinden, sagten Sie, nicht?“

„Hier griff Marie ein, weil ein ersterer Konflikt drohte, und sagte ablenkend: „Wollen wir nicht mal den Berg dort hinaufklettern?“

„Ja. Es muß eine herrliche Aussicht sein. Der Weg wird beschwerlich für Sie werden, Frau Müller, aber —“

„Machen Sie sich keine Sorgen um mich, Herr Oskar. Ich gehe mit. Und wenn Sie hoffen, daß ich unterwegs liegen bleibe —“

„Sie verlernen mich, Frau Müller,“ sagte Oskar in sanftem Tone. „Ich trachte nicht nach Ihrem Leben.“

„Oskar wünscht Dir alles Gute,“ bestätigte Marie. „Du mußt doch zugeben, daß Vergleichen nicht Deine starke Seite ist. Daß Du leicht ermüdest.“

„Ich weiß, ich weiß.“ Tante Müller nidte mit schlanem Lächeln. „Aber, meine lieben Kinder, Ihr nehmt mich in Eure Mitte. Und wenn ich ermüde, stütze ich mich auf Euch. — Ist Ihnen etwas Saures in den Mund gekommen, Herr Oskar?“

„Mich hat 'ne Biene gestochen. Es scheint übrigens auch dort unten ein Weg entlang zu gehen. Durch den Wald. Ich werde mal relognoszieren. Seht Euch ein Weilchen hier auf die Bank.“ Er blinzelte Marie zu und entfernte sich.

Nicht lange danach fühlte Marie sich beunruhigt. „Wo er nur bleibt! Oskar!“ Sie stand auf: „Oskar! Er wird sich doch nicht verirrt haben? Bleib' nur ruhig sitzen, Tante. Oskar! Oskar!“ Sie rief und entfernte sich immer weiter von der Bank.

„Marie! Daß Du hierbleibst!“

„Einen Augenblick, Tante. Er kann ja nicht weit sein.“ Sie war schon im Walde verschwunden.

Tante Müller sprang auf und wollte nachsehen. Aber sie überlegte es sich noch mal, murmelte: „Mich macht Ihr nicht dum, meine Hühnchen! Ihr wollt mich verlegen!“ und sie versteckte sich hinter einem Busch, von dem aus sie die Bank im Auge behielt.

Eine gute Weile verging. Dann spähte Oskar drüben hinter einem Baume hervor und winkte Marie: „Komm. Der Defektiv ist auf den Bein gegangen.“ Er umarmte Marie, grüßte spöttisch in den Wald hinein und rief halb laut: „Glückliche Reise, Tante Müller! Wer weiß, wann wir uns wiederseh'n.“

„Sehr bald, mein Zunge!“ murmelte es hinter dem Busch. „Warte nur!“

„Ach, Du, hübsch ist es eigentlich nicht,“ lachte Marie.

„Sehr hübsch. Und vor allen Dingen notwendig. Selbsthilfe! Not kennt kein Gebot — und so weiter. Tante Müller hat Fett genug auf dem Leibe; Bewegung ist ihr sehr gesund. Uns aber ist ein wenig Ruhe vor dem Kriminalblick gesund. Zeig mal Deinen Mund.“

„Pause.“

„Unverschämt!“ und funkelnde Augen hinter dem Busch.

„Das nennst Du nun ein vernünftiges Wort reden,“ lachte Marie.

„Ein vernünftiges Wort schweigen, wäre richtiger. Ganz recht. Unter Leuten, welche lieben, braucht's der großen Worte nicht,“ sang Oskar.

„Erneute Pause.“

Bewegung hinter dem Busch: „Er zerdrückt ihr den Hut!“

„Hörtest Du nichts?“ Marie fuhr aus der Umarmung.

„Ach, keine Spur!“ Oskar sah sich um. „Wer soll denn hier sein. Wilde Kaninchen und Eidechsen. Alte Eulen halten sich da nicht.“

„Oh!“ hinter dem Busch.

Und Oskar redte lachend die Arme und schlang sie um seine Braut: „Ach, Niece, Niece, wie schön ist es auf der Welt ohne Tante Müller!“

„Es schickt sich nicht, Niece zu sagen,“ lachte Marie. „Es ist nicht fein, Du.“

„O, es ist sehr fein. Und am feinsten ist, daß wir den alten Drachen in den April geschickt haben. Darauf wartete ich schon wochenlang mit Sehnsucht.“

Tante Müller nidte boshaft hinter dem Busch: „Fren' Dich, mein Lieber! So schlau wie Du sind wir auch noch.“

„Ich habe Hunger,“ sagte plötzlich Marie, „und Tante Müller hat die Stultentafel.“

„Wenn's weiter nichts ist! Es wird sich schon irgendwo etwas aufreiben lassen. Wir schlendern jetzt langsam zum Wasser — Tante Müller ist entgegengesetzt gegangen —, schauen ins Abendrot, abendbrot und fahren mit dem Dampfer nach Hause. So spät wie möglich, da wir ja Tante Müller suchen müssen.“

„Es wird riesig romantisch werden, nicht, Oskar?“

Er lächelte sie.

„Aber Ihr nehmt mich doch mit, meine lieben Kinder?“

Ueber den vereinigten Köpfen erschien schadenfroh lächelnd Tante Müllers Gesicht. „Uebrigens schickt sich das nicht, Marie.“

„Himmel!“ — — —

Kulturgeschichtliches.

— Die verlorenen zehn Stämme Israels. Der „Frankf. Zig.“ wird aus London geschrieben: „Wer über Queenborough nach London fährt, kann, kurz hinter Queenborough links nach dem benachbarten Chatham zu blickend, ein gewaltiges Backsteingebäude sehen, das allen Ernstes zu dem Zwecke erbaut ist, die verlorenen zehn Stämme Israels aufzunehmen. Vom Eisenbahngelände aus gesehen, wirkt das Gebäude wie eine riesige Mietstascherne in Ziegelrohbau. Bei genauerem Zusehen erkennt man aber, daß das kolossale, turmhohle Gebäude eine verlassene Ruine ist, ohne Fenster und Dach. Und jetzt wird das unvollendete Massenquartier der verlorenen zehn Stämme Israels verschwinden. Die Ruine ist

von einer Fabrikfirma angekauft, die sie bis zum zweiten Stockwerke abtragen und dann Fabrikwerkstätten darin einrichten läßt. Vor dreißig Jahren war es, als einmal einem englischen Infanteristen namens James White von seinem Sergeanten vorgehalten wurde, daß er „ein religionsloser und ruchloser Kerl“ sei. Der Infanterist nahm sich das zu Herzen, er beehrte seinen Abschied, nannte sich dann nicht mehr James White, sondern James Jerushom Jezreel und erklärte sich für den Gründer des jüngeren Hauses Israel“. Er bekam in Chatham gläubige Anhänger, denen er Offenbarungen mitteilte, die er vom Himmel und aus Jerusalem erhalten haben wollte. Die Zahl seiner Anhänger wuchs, und diese beschenkten ihren Propheten reichlich mit Geld, wofür dieser ihnen Unsterblichkeit versprach. Die Einkünfte dieses Religionsstifters sollen eine Zeit lang eine Million Mark im Jahre betragen haben. Als Jezreel auf der Höhe seiner Macht stand, sagte er den Entschluß, ein gewaltiges Versammlungshaus mit Tempel zu bauen, in dem 144 000 Auserwählte der verlorenen Stämme Israels würden sich versammeln können. Das Gebäude wurde auf einem Hügel errichtet, damit die 144 000 Auserwählten zugleich von der zweiten Sintflut, die dann kommen würde, verschont blieben. Der mittlere Teil dieses Gebäudes sollte ein Tempel sein, der vier Galerien haben und mit einer goldenen Kruppel gekrönt werden würde. Im Jahre 1885 starb Jezreel plötzlich, obwohl er immer bestimmt behauptet hatte, er sei unsterblich. Seine junge Witwe, welche den Vornamen Esther hatte, nannte sich nun „Königin Esther“, sie erklärte, daß sie wirklich göttlichen Ursprungs sei und daß ihr verstorbener Mann nur ihr Kommen habe vorbereiten sollen. Nach drei Jahren starb aber auch „Königin Esther“ und die Anhänger der neuen Religion verringerten sich sehr an Zahl. Der Vater der „Königin Esther“, ein Kaufmann Rogers, hat dann den Namen Jezreel angenommen und den kleinen Rest der Gläubigen um sich geschart. Am Fuße der turmhohen Tempelruine bei Chatham wohnt jetzt noch eine kleine Gemeinde von „Jezreeliten“, und sie benutzen immer noch diesen gewaltigen „Kasten“ aus Backsteinen, um darin ihre Versammlungen abzuhalten, und sie hielten immer noch an dem Glauben fest, daß sie darin von der Sintflut verschont bleiben würden. —

Völkereunde.

— In der Juniung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie sprach Dr. Träger über die „Troglothyten des Matmata in Südtunisi. Der „Reichsanzeiger“ berichtet über den Vortrag: Ein anstrengender Ritt brachte den Vortragenden von der Küste landeinwärts nach dem 600 Meter über dem Meere gelegenen Matmata. Es war Dr. Träger gesagt worden, er werde dort einen von 1200 Einwohnern — Verbern und Nabhlen — bewohnten Ort und etwa 200 Wohnhäuser finden, auch war er vorbereitet auf eine ganz ungewöhnliche Herstellungsart dieser Wohnungen; dennoch wirkte der Anblick auf ihn als eine große Ueberschätzung. Denn von den erwarteten 200 sah er nur ein Haus, die massiv erbaute Wohnung des französischen Militärregiments; alle übrigen Wohnungen bestanden in Brunnen von meist kreisrundem Querschnitt und 10—15 Meter Tiefe, die unter Benutzung des eine Menge kleiner Hügel bildenden Terrains in einem steinharten, mit Sand bedeckten Lehm angelegt worden waren. Erst wenn man die etwa 20 Meter betragende Böschung eines solchen Sandhügels erstiegen, sah man sich am Rande des Brunnenschachtes und in der trockenen Tiefe desselben das Treiben vieler Menschen, namentlich Kinder, die in dem Lichthof ihren Tummelplatz hatten, während die großen Erdböhlen gleichenden Wohnungen, zuweilen 2 bis 3 Etagen, sich ringsum in den Lehm eingeböhrt zeigten, der so fest steht wie Mauerwerk und daher nur in seltenen Fällen durch solches befestigt ist. Den Zugang zur Brunnensohle bildet ein Gang, der vom Fuß des Hügels radial in diesen hereingeführt ist. Willt man auf diese sonderbare Stadt von oben, so stellt sie sich nur als eine große Anzahl runder Erdböffnungen dar, und selten sieht man Menschen sich außerhalb bewegen, da ihre gegenseitigen Beziehungen sich besser im kühlen Innern ihrer Wohnungen, als in der brennenden Sonne der Oberwelt abwickeln. Die Rücksicht auf das Kühlwohnen im Sommer und das Warmwohnen im Winter, dessen Regen nicht übermäßig un bequem werden und selten mehr bewirken als eine vorübergehende kleine Wassersnot am Grunde der Brunnen, hat wohl im wesentlichen diese Art, die Wohnungen anzulegen, hervorgerufen und ist maßgebend für ihre Vertheilung. Früher mögen auch Verteidigungsrücksichten maßgebend gewesen sein; denn unter diesem Gesichtspunkte sind auch die Wohnungen der benachbarten Stämme angelegt, gleichfalls aus Lehm, aber über der Erde und aus langen, nur von einer Seite zu betretenden tunnelartigen Gebäuden bestehend, deren häufig drei übereinander und viele Wand an Wand nebeneinander gebaut sind, sodas sie eine Art Burgwall bilden mit Oeffnungen nur nach dem gemeinschaftlichen Hofe. Die Bewohner der Matmata sind noch unterfälschte Verber; aber es scheint, daß ihre Sprache im Aussterben und der vollständige Uebergang zum Arabertum in naher Aussicht ist. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Perioden im Wurzelwachstum. Nach den von A. Engler im forstlichen Versuchsgarten Adlisberg bei Zürich, 670 Meter über dem Meere, an je 300—400 ein- bis achtjährigen Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen, Buchen, Eichen, Wirlen, Linden,

Ahorn, Eschen, Hainbuchen und Erlen angestellten Untersuchungen erfolgt bei den Holzgewächsen eine Periode kräftigen Wurzelwachstums im Frühommer und eine zweite weniger kräftige im Herbst (September und Oktober), während zwischen beiden eine sommerliche Ruhepause liegt. Diese Beobachtung deckt sich mit den sinnfälligen Wachstumsperioden der oberirdischen Teile, wobei man gleichfalls den Frühjahrs- und Herbsttrieb (Augusttrieb) unterscheidet. Die Maxima des oberirdischen und unterirdischen Wachstums fallen im Frühling beinahe zusammen. Die sommerliche Ruheperiode findet ihre Ursache offenbar in dem minimalen Wassergehalt des Bodens nach dem ersten üppigen Wachstum und der ersten Sommerhitze; durch beide Umstände nimmt die Bodenfeuchtigkeit (Winterfeuchtigkeit) rasch ab. Der zweite Trieb tritt dann nach den Sommerregen ein und zwar um so früher oder später, je früher oder später diese eintreten. Nach langer Dürre tritt der Herbsttrieb spät ein, bringen die Sommerregen nur wenig Niederschläge, so bleibt der zweite Trieb sehr schwach. Bei den Nadelhölzern ist das herbstliche Wurzelwachstum weniger lebhaft als bei den Laubbölzern; im Winter tritt bei den Nadelhölzern sogar ein völliger Stillstand des Wurzelwachstums ein, während die Wurzeln der Laubbäume bei milder Witterung auch im Winter zu wachsen vermögen. (Die untere Grenze des Wurzelwachstums liegt für die Nadelhölzer bei +5—6° C., für Buche und Bergahorn bei +2—3° C.) Engler folgert aus seinen Untersuchungen, daß für die Gegenden mit Frühlings- und Sommerregen die beste Pflanzzeit für Holzgewächse der Frühling sei, für die Gebiete mit trockenem Sommer und regenreichem, warmem Herbst dagegen die frühen Herbstmonate. Damit hat die alte Streitfrage: Herbst- oder Frühjahrs-pflanzung der Holzgewächse? eine exakte Lösung gefunden. —

(„Prometheus.“)

Humoristisches.

— Aus dem „Simplicissimus“: Im Anschauungsunterricht bespricht der Lehrer die Tasse und fragt die Schüler nach den verschiedenen Aufschriften, die man auf Tassen lesen kann. „Dem guten Kinde“, „Der lieben Mutter“, „Dem Silberpaare“, „Aus Liebe“ usw. . . . Nachdem nun alles auf Tassen mögliche erschöpft ist, hebt noch ein ganz kleiner Bursche die Hand hoch und sagt: „Meine Mutter brachte emal enne Tasse mit; da stand darauf: „Bahnhof Eilenburg.“ —

go. Ich tät's auch nicht. In Dublin wurde unlängst eine Nadelrin von einem Konstabler wegen Fahrens auf verbotenem Wege angehalten und um Namen und Adresse gefragt. Sie warf einen sehentlichen Blick auf den gestrengen Wächter des Gesetzes und bat: „Richt wahr, Sie werden mich nicht vorladen?“ Darauf antwortete der Polizeman: „Ich notiere stets mit Vergnügen Namen und Wohnung junger Damen, aber . . . Sie brauchen ja nicht Ihren wahren Namen und Ihre richtige Adresse anzugeben, — ich tät's auch nicht.“ —

Notizen.

— „Selbstern“, ein Stück von Jaques Burg und Walter Turczinsky, ist vom Lustspielhause angenommen worden. —

— Die städtischen Kollegien in Osnabrück beschloßen den Bau eines Stadttheaters. Die Gesamtkosten betragen 500 000 M. —

— Zwischen dem Oberregisseur Axel Delmar und der Intendantur des Kasseler Hoftheaters ist es zum Bruch gekommen. Solo- und Chorpersonal haben dem Oberregisseur ein Vertrauensvotum ausgestellt. —

— Ein Volks- und Trachtenfest wird am 2. Juli in Oberprechtal im badischen Schwarzwald stattfinden. Mit dem Feste sind verbunden: Eine schwarzwälder Taussuppe, eine Bauernhochzeit, eine Spinnstube (Wettspinnen) usw. —

co. Einwirkung von Zelluloid auf Eisen. Das Zelluloid hat als Stickstoffverbindung die Neigung, sich zu zersetzen, und die sauren gasförmigen Zersetzungsprodukte wirken sehr stark auf Eisen ein, das mit der Zeit völlig von ihnen zersessen wird. —

c. Mit dem Bau der neuen Bergbahn, die die Höhen des Mont Blanc dem Touristen zugänglich machen will, wird in den nächsten Tagen begonnen werden. Die Bahn beginnt bei dem Dörfchen Le Fayet am westlichen Ende des Chamongitales und steigt in weitem Bogen zu der Nordwestseite des Berges hinauf. Sie wird nicht auf dem Gipfel des Mont Blanc selbst enden, sondern auf dem Plateau der Aiguille du Gouter, 3900 Meter. Von dort kann der Aufstieg zum Gipfel des Mont Blanc, 4810 Meter, bequem in etwa vier Stunden gemacht werden. Die Bahn wird wie die elektrische Bahn auf die Jungfrau gebaut und etwa 18 Kilometer lang sein, die Bauzeit wird auf fünf Jahre veranschlagt. Die Fahrt von Le Fayet nach der Station „Gipfel“ wird vier Stunden dauern, eine Rückfahrkarte soll 80 M. kosten. —